

Esther Schüttpelz

# Ohne mich

ROMAN

Diogenes

Covermotiv: Illustration von Cecilia Carlstedt,  
›Where the mountain meets the sky‹  
© Cecilia Carlstedt

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur  
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright © 2023  
Diogenes Verlag AG Zürich  
[www.diogenes.ch](http://www.diogenes.ch)  
120/23/44/1  
ISBN 978 3 257 07233 4

## I

Das Geräusch vom sich in der Tür drehenden Schlüssel klingt nach Heimat, aber hinter der Tür wartet – nichts. Ich betrete den lichtleeren Flur, es stapeln sich Pizzakartons und Pfandflaschen, auch der Wein, den der Ehemann mir zum Geburtstag geschenkt hat, der Gute vom Portugiesen, wurde getrunken. »Hallo, Bebi«, rufe ich, obwohl ich weiß, was dann passiert, nämlich nichts, und ich fange an zu heulen, heule wie ein selbstmitleidiger Teenager, schaue mir dabei im Spiegel zu, es ist nicht schön, und dann höre ich damit auf, atme und beginne, den Müll wegzuräumen.

Heulen klappt bei mir besonders gut, wenn ich auch körperlich schwach bin, und das bin ich, aber wie. Weihnachten stellte sich als nicht enden wollender Dauerrausch dar. Darauf bin ich nicht stolz, aber es gibt schließlich Einfacheres, als einer großen Familie und einer kleinen Stadt zu erklären, dass der Ehemann, den man erst kürzlich geheiratet

hat, Weihnachten dieses Jahr ohne einen feiert. Und nächstes Jahr auch. Und, na ja, sagen wir, für immer. Er ist weg, der Ehemann, weil ich es so wollte. Ja, wie so was denn sein kann, ihr jungen Leute, wieso habt ihr denn dann geheiratet, was hat er denn Schlimmes gemacht, oder bist du so sprunghaft, so naiv, so böse. Prost. Frohe Weihnachten. Danke, Prost – oh, das sagte ich bereits. Na ja – Prost eben.

Eigentlich kann ich mich über den Umgang meiner Familie mit der SITUATION nicht beschweren. Die zweite Hochzeit zahlst du selber, hat Mama gesagt. Damit kann ich leben. Papa hat eigentlich gar nichts gesagt, und auch das halte ich für eine im Wesentlichen höfliche Reaktion. Mir ist klar, dass sie das alles nicht verstehen, aber erstens fängt das mit dem Unverständnis nicht erst bei der Trennung an, sondern schon bei der Hochzeit, spätestens, und zweitens: Wer kann es ihnen verübeln? Ich verstehe hier ja selbst nichts. Habe mir ein paar Antworten zurechtgelegt, je nachdem, wer mich fragt. Auf die Frage, wieso wir *denn dann* überhaupt geheiratet haben, erzähle ich meiner Tante, Dauersingle, esoterisch, was von »jugendlichem Leichtsinns«, meinem Cousin, schon immer vierzig, SEHR glücklich verheiratet, drei Kinder, »leider nicht so ein Glück gehabt wie du«, und meiner

Oma, alt, Oma, habe ich einen kleinen Vortrag darüber gehalten, dass man sich ja heutzutage glücklicherweise scheiden lassen kann, wenn man unglücklich ist, was mir sofort leid tat, weil sie ganz blass wurde und stammelte, »der Opa hatte auch gute Seiten«. Blöde, das heißt vollkommen berechnete und deshalb unangenehme Fragen kamen also überwiegend aus der sogenannten erweiterten Familie. Meine KERNFAMILIE inklusive meiner zwei jüngeren Geschwister kannte mich gut genug, um sich die Fragen zu sparen, auf die sie sowieso keine befriedigenden Antworten erhalten würde.

Ich frage lieber nichts, sagte meine Schwester, du gibst mir dann eh entweder eine flapsige oder eine extrem komplizierte Antwort, und ich kann auf beides verzichten.

FLAPSIGE Antwort, dachte ich, bist du 17 oder 37, wie redest du denn. Aber recht hatte sie trotzdem damit. Genau wie mein Bruder, dessen einziger Kommentar darin bestand, dass der Ehemann sowieso nicht zu mir gepasst habe.

Auf eine Art hatte der Ehemann sehr wohl zu mir gepasst. Leider war es genau die Art, mit der man sich in die Scheiße reitet.

Zum Heulen habe ich gar keine Zeit. Eigentlich. Echt nicht. Ich habe alles richtig entschieden, das

weiß ich – das weiß ich doch, oder? Ja, irgendwo unter all den anderen Dingen, die ich nicht weiß, weiß ich das, ICHWEISSDASDOCH. Also. Aufräumen. Weitermachen. Was ich auch weiß, weil ich ja nicht völlig unbewandert bin im Bereich der Küchenpsychologie, ist, dass ich unsere Wohnung, also *meine* Wohnung, nicht nur aufräumen, sondern auch umräumen muss. Dabei könnte ich Hilfe gebrauchen, aber Hilfe ist gerade das Letzte, was ich will. Ich bringe also den Müll hinunter, in den Keller zu den Mülltonnen, in die ich den Müll manchmal mit Absicht leicht falsch einsortiere, und dann renne ich ganz schnell wieder nach oben in die Wohnung, damit mich keiner erwischt. Das ist jedes Mal ein bisschen aufregend. Ich bringe auch Flaschen zum Container, so viele ich tragen kann, die anderen stopfe ich in die sofort überfüllte Altglaskiste unter der Bank im Flur. Die Bank hatte der Ehemann selber gebaut.

Dann mache ich weiter, schmeiße in zerstörerischer Genugtuung alle meine Sachen auf den Boden, um sie dann eine nach der anderen schuld-bewusst wieder irgendwo hinzuräumen. Dinge müssen ihren Platz haben, ich muss ihn für sie finden, und dann haben sie ihn, ihren Platz, und mein Platz ist dann da auch, unter ihnen oder dazwischen. Unser Schlafzimmer. Ich mag es kaum be-

treten, aber dann denke ich, was ich mir als Kind manchmal dachte: Dir kann nichts passieren. Ich mache das Schlafzimmer zum Büro und das Büro zum Schlafzimmer.

Beim Ab- und Wiederaufbauen des alten Steckkleiderschranks bringe ich mich in Lebensgefahr, doch das ist für mich keine angemessene Art zu sterben. »Man fand sie unter einer Kleiderschranktür begraben inmitten von sehr viel Müll.« Nicht mal nackt. Also halte ich durch, und irgendwann steht der Schrank, wenn auch ohne Türen, aber das ist mir egal. Ich betrachte meine Gitarre, die an der neuen Schlafzimmerwand hängt, warte auf einen Impuls, sie zu spielen. Der bleibt aus. Ich nehme sie von der Wand und stelle sie in die Ecke neben dem Schrank. Im Wohnzimmer rücke ich den Esstisch frei in den Raum, so wie ich es von Anfang an besser gefunden hätte, und das Sofa in eine andere Ecke, und einen Fernseher habe ich jetzt nicht mehr. Die Küche lasse ich so.

Am nächsten Morgen lade ich meine Freunde, meine Clique aus dem Referendariat, zu mir in die Wohnung ein, zum Brunch. Ich brauche neue Bilder, neue Geschichten, neue Gefühle in diesen Wänden. Außerdem liebe ich Gastgeber und Großzügigkeit, im Gegensatz zum Ehemann, der immer

beleidigt war, wenn ich Freundinnen zu uns eingeladen habe, als störten sie sein Reich, unser gemeinsames Land, unsere Scheißnation. Es gibt einen richtigen Brunch mit Blumen auf dem Tisch, Blumen, die da sechs Wochen nach ihrem Verwelken immer noch stehen werden, und mit Waffeln und Rührei und Lachs. Die Bemitleidenswertigkeit eines von einer frisch getrennten Ehefrau in der ehemaligen Ehwohnung zubereiteten BRUNCHS bleibt meinen Gästen nicht verborgen, das sehe ich ihnen an, und ebenso sehe ich es dem Brunch an, dem Verräter. Alle geben sich sehr viel Mühe mit mir. Alle außer David, der ist verhalten, scheint sich unwohl zu fühlen, was daran liegen könnte, dass wir uns auf einer Party geküsst haben, da war ich noch eine WIFE, und dann war ich das zwei Tage später nicht mehr. Vielleicht hat er Angst, dass er ein Grund war, vielleicht sogar *der* Grund, und so war der Kuss jetzt auch wieder nicht gemeint. Ist er natürlich nicht, also der Grund, aber ein Auslöser schon. Ich hatte nämlich nicht den Hauch eines schlechten Gewissens.

Ein paar Tage später kommt der Ehemann vorbei, der ehemalige, und holt auch noch die letzten Dinge ab, die ich eigentlich gut gebrauchen könnte, aber ich sage nichts. Soll er alles mitnehmen, ich stehe



ja irgendwie schon in seiner Schuld. Wir sitzen noch eine Weile zusammen, das erste Mal seit – na ja, in unserer, *meiner* Küche, und seine Wut scheint abgeklungen, jetzt ist da nur noch Trauer, was es nicht einfacher macht. Wir reden über Belangloses, rauchen, rauchen drinnen und viel. Die Wohnung stinkt sowieso seit Tagen nach Rauch, weil ich es für eine gute, heilsame Idee gehalten habe, in jedem neu eingerichteten Zimmer bei geschlossenem Fenster eine Kippe zu rauchen. Wir hören auch Musik, und dann kommt *Goodbye my Lover* von James Blunt, und, WERMACHTDENNSOWAS, wir fangen beide an zu heulen, heulen uns so richtig gegenseitig an, hier, friss, trink, ertrink in meinen Tränen, du Arsch, du Liebe. Wir umarmen uns, es wird zu viel, wir sagen: Bis bald, wir sehen uns. Er wohnt ja jetzt immer noch ganz in der Nähe, eine Straße weiter bei Ferdinand. Bis bald also, tschüss.

Vom Küchenfenster aus schaue ich ihm hinterher, aber erst nachdem ich das Licht ausgemacht habe, ich will dabei ungerne beobachtet werden. Da schlurft er davon, durch unsere dunkle Straße, die im Frühling sehr schön war, als die Kirschbäume blühten. Damals, im Frühling, habe ich mich gefragt, warum Menschen überhaupt irgendwelche anderen Bäume pflanzen als Kirschbäume, aber

jetzt weiß ich, warum, sie blühen nämlich nur sehr kurz, und dann sehen sie nach gar nichts mehr aus, sind öde und kahl. Wenn er an einer Straßenlaterne vorbeikommt, erkenne ich ihn besser, ich weiß gar nicht, wieso ich das überhaupt mache, das Hinterherschauen, wahrscheinlich mache ich es nur, weil ich es kann. Gleich biegt er ab, denke ich, auf die Hauptstraße, die zum Bahnhof führt, und dann biegt er wieder ab, in die hässlichste Straße der Stadt, direkt an den Bahngleisen gelegen. Manche mögen die Straße, weil sie den Müll und die Graffiti URBAN finden. Da wohnt er jetzt, der Ehemann. Ferdinand hatte ein Zimmer frei, und sie kannten das ja, das Zusammenwohnen, wir haben ja alle mal zusammengewohnt, es ist gar nicht so lange her. Bevor der Ehemann auf die Hauptstraße biegt, wende ich mich ab und schalte das Licht ein. Dann setze ich mich zurück an den Küchentisch, auf dem der Aschenbecher mit unseren gerauchten Zigaretten steht und zwei leere Gläser. Ich setze mich dahin, wo der Ehemann eben noch saß, und wegen Ferdinands Wohnung und seiner Scheißstraße denke ich jetzt an unsere WG. Daran, wie wir da zu dritt wohnten. Bis wir auszogen, der Ehemann und ich, zusammenzogen, wie ein richtiges Ehepaar, und dann wohnte Ferdinand dort allein. Die WG-Zeit war intensiv, aber kurz. Viel kürzer, als es mir

heute vorkommt. Ich sehe die Küche mit dem roten Samtsofa vor mir, und uns alle, wie wir da saßen, jeden Abend mit Zigaretten und Rotwein, so viel Rotwein. Es war eine gute Zeit, eine Zeit lang. Jetzt ist der Moment, in dem du traurig werden müsstest oder melancholisch, denke ich dann, ist schließlich alles vorbei und war irgendwann überhaupt nicht mehr gut, und dann wurde es immer unguter, und hier sitzt du nun allein in deiner Getrenntlebenswohnung. Bleibt aber aus, das Trauergefühl oder die Melancholie, vielleicht habe ich schon zu viel geweint heute, und, na ja, es ist doch schön, wenn man Zeiten hatte, die gut waren.

Bald komme ich wieder ganz gut zurecht. Rede mir ein, es sei hauptsächlich Mitleid, hauptsächlich Sorge, die dieses Drücken auslöst in der Brust. Mit mir hat das alles nichts zu tun. Außerdem muss ich wirklich mal lernen. Es sind noch zwei Wochen bis zum Examen.

Es hilft nichts, ich setze mich in die Bibliothek. Jeden Morgen aufs Neue. Schließe meine Jacke und meinen Rucksack in einen Spind, und die Jura-Bücher und anderen Sachen, die ich mit zu meinem Arbeitsplatz nehmen darf, die balanciere ich da hin, und wenn ich endlich da sitze, an meinem Arbeitsplatz, dann muss ich mich dringend erholen.

Hier kann man sich aber nicht gut erholen. Hier kommt man her, weil man hofft, dass die eigene Versagensangst geringer wird, wenn man statt zu Hause in der Universität tatenlos auf einen Laptop starrt. In der Luft liegen Unsicherheit und Testosteron, und hier sitze ich nun zwischen all den anderen ganz Normalen, deren Sorgen von A wie Aufstehen bis Z wie Zärtlichkeit reichen, und ballere mir zum hundertsten Mal den Stoff für das erste Examen in meinen nach all dem Rauschmittelkonsum noch erstaunlich leistungsfähigen, traurigen Kopf.

Verbesserungsversuch – ein Wort, mit dem ich mich gut identifizieren kann gerade. Die Klausuren werden im Oberlandesgericht geschrieben. Ein zweites Mal schreibe ich die, weil es beim ersten Mal kacke lief. Kacke lief es – das heißt: zwar bestanden, aber nur knapp –, weil ich zu maßloser Selbstüberschätzung neige und glaubte, im Gegensatz zu all den degenerierten Polo-Ralph-Laurens um mich herum nicht viel, eigentlich gar nicht lernen zu müssen. Na ja, und weil ich es für angebracht hielt, nur zwei Monate vorher eine Hochzeit zu feiern, eine große, bunte, wilde, die Aufmerksamkeit so wunderbar beanspruchende Hochzeit mit einem Mann, den ich erst seit knapp einem Jahr kannte.

Wir haben im Schrebergarten gefeiert, weil Schrebergärten heutzutage hip sind. Es gibt Menschen, die schreiben Artikel darüber und nennen das dann NEOBIEDERMEIER. Vielleicht haben sie recht, wir pflanzten da ja wirklich Tomaten und Salat an und auch gemüseförmige Hirngespinnste von privater Idylle und Sicherheit. Für das Hochzeitsfest war der Schrebergarten jedenfalls perfekt. Überall hingen bunte Wimpel und Luftballons, und es war offen und draußen und frei. Genug zu trinken gab es und keine unangenehme Sitzordnung. Ich erinnere mich an vieles. An die Bierzeltbänke mit weißen Leintüchern drauf, an die Palettenbänke unter der alten Eiche mit den Schulfreunden vom Ehemann drauf, an den Tanz meiner Eltern vor der Bühne, auf der ich stand und Gitarre spielte im Disco-kugellicht. An das Koks auf der Schrebergartentoilette und an *Feel* von Robbie Williams. Nur an Gefühle erinnere ich mich nicht. Was habe ich gefühlt, frage ich mich, war das schön? Morgens habe ich hysterisch geweint, ohne wissen zu wollen, warum. Bei unserer Rede fiel mir der Ehemann, der frisch angetraute, ins Wort, da wurde ich still wütend. Im Morgengrauen saß der Ehemann betrunken mit seinen Freunden am Feuer. Ich nahm allein ein Taxi zurück zur WG. Der Mann, der jetzt der Ehemann war, kam ein paar Stunden später dazu. Wir schlie-

fen bis nachmittags und gingen dann frühstücken. Weil nirgendwo anders etwas frei war, frühstückten wir im Extrablatt. Da saßen wir nun, angetraut und verkatert, und wo gestern noch Mut war und Durst, Freude an Provokation und Verwirrung, da waren jetzt eine Etagere mit Käse und Wurst und eine bedrohlich unironische Ratlosigkeit.

Sechs Klausuren also und dazwischen zwanghaft spazieren und telefonieren. Juraklausuren sind ziemliche Fieslinge. Meistens ist man gut, wenn man glaubt, dass es schlecht lief, und schlecht, wenn man glaubt, dass es gut lief. Bisher, glaube ich, läuft es gut. Ich versuche, nicht weiter darüber nachzudenken, schreibe eine Klausur nach der anderen im Gebäude des Oberlandesgerichts. Ein bisschen stolz bin ich, dass ich mir das alles noch mal antue, nur um meine Note zu verbessern. Ich hätte mich ja auch zufriedengeben können nach dem ersten Mal. Stattdessen habe ich das Referendariat angefangen und parallel für den Verbesserungsversuch gelernt. Jetzt allerdings, wo ich mittendrin stecke, frage ich mich, warum zur Hölle und so weiter. Das frage ich auch Mama am Telefon nach der dritten Klausur. Warum zur Hölle mache ich das, und warum habe ich überhaupt Jura studiert – ich frage das rhetorisch und mit passiv-aggressivem Unterton,

so wie es sich gehört. Beeindruckend, wie ruhig sie bleibt. Ich verstehe es, wenn sie mich anschreien würde. Doch sie schenkt mir nur einen zwar genervten, aber wohlwollenden Seufzer, und sagt dann, ich solle mich beruhigen, ich wisse doch tief im Innern genau, wieso ich mich dafür entschieden habe. Keine Ahnung, ob sie das wirklich glaubt, also dass ich das weiß, aber es ist schlau, so mit Menschen zu reden. Mir fällt ein, dass ich Jura studiert habe, um niemals von einem Mann abhängig zu sein, der mir weismachen will, dass er mehr draufhat als ich, und dass dieser Plan nur aufgeht, wenn ich das Jurastudium auch ordentlich abschließe, weil ich sonst nicht nur von einem Mann abhängig bin, sondern auch von einem Arbeitgeber, der höchstwahrscheinlich auch ein Mann ist, und dann muss ich mich fragen, ob ich die Abhängigkeit nicht aus logistischen Gründen wenigstens in nur einem Mann konzentrieren sollte, sinnvollerweise dem Arbeitgeber, mit dem ich dann eine Affäre beginnen müsste, und dann würde ich ihn auf ewig hassen und mich auch.

Nach der letzten Prüfung, am Freitag, lade ich wieder alle zu mir ein, diesmal nicht nur die sogenannte Clique, sondern noch andere Freunde, über die ich vereinzelt verfüge. Es muss wohl ein gewisser Stress

von mir abgefallen sein nach dieser letzten Prüfung, jedenfalls bin ich zu nicht allzu später Stunde schon so besoffen, dass ich gar nichts mehr mitbekomme. Bis ich irgendwann volltrunken und ungebremst auf meine Knie falle, also meine Knie auf die Küchenfliesen knallen, und ein höllischer Schmerz blitzartig durch mein Gehirn schießt. Bevor ich dann schlafe, komatös und friedlich, koche ich noch Nudeln, Lasagneplatten, um genau zu sein, sind ja auch Nudeln, und verteile einen Großteil der pestogebadeten Lappen auf meiner Bluse, neu, versteht sich. Manche von ihnen esse ich aber auch.



**K**aum wieder nüchtern, finde ich mich in einem Gerichtssaal wieder. In Borken befindet der sich, der Saal, und ich – ich bin hier die Staatsanwältin. Man erkennt die Staatsanwältin an ihrer Staatsanwältinnenrobe, mich an der ausrangierten Robe eines pensionierten Staatsanwaltsriesen, Größe 52, sehr lange Ärmel, grenzwertiger Geruch. Ich sehe lächerlich aus, doch das bin ich ja auch. Schließlich bin ich gar keine Staatsanwältin, sondern übe das nur, und dann trägt man eben die alten Roben aus dem Gerichtsfundus.

Für eine Beweisaufnahme muss ich nach vorne treten, zum Richter, und mir die Zeichnung von einem Verkehrsunfallschauplatz ansehen. Natürlich gebe ich gern meine fachmännische Beurteilung ab: Die Kratzer am rechten Außenspiegel des Geschädigtenmobils sind – anders kann es gar nicht sein – angesichts *dieser* Straßenführung definitiv durch das Angeklagtenmobil verursacht worden. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Und

dann schlurfe ich zurück zu meinem Staatsanwältinnenplatz, stolpere nur beinah über den Robensaum und frage mich, was nur aus meinen alten Träumen geworden ist. Beim ersten Mal Robe-Tragen nichts drunter! Zu spät jetzt. Dann eben beim letzten Mal.

Ein Großteil der anderen Referendare findet das Staatsanwaltsspiel ganz fein. Endlich Verantwortung, endlich wird man mal ernst genommen. Und diese Robe, dieser stattliche Fetzen Staatsgewalt und Bürgerlichkeit. Ich fühle mich unwohl. Würde mich vielleicht wohler fühlen, wäre ich ein wenig kompetenter, denke: Hoffentlich ist dem zugehörnten Angeklagten nicht klar, dass die Frau Staatsanwältin bloß hofft, keinen Fehler zu machen. Aber das ist es nicht allein.

Einer Frau wird vorgeworfen, der alten Dame, die jetzt tot ist, eines friedlichen Todes gestorben, ihren letzten Groschen aus der kiefernen Altersheimschublade gestohlen zu haben, und wie findet man so etwas, schlimm findet man das! Die Frau hat die Dame gepflegt, die Dame der Frau vertraut, wenn sie das wüsste, die Tote, es täte ihr weh, das kann sich jeder nur allzu gut vorstellen.

In der Hauptverhandlung am Amtsgericht Dülmen – wir Referendare werden durchs ganze Münsterland geschickt, Achtung, Achtung, hier kommt

die Staatsrepräsentanz mit dem R73-Schnellbus von Münster bis Meppen –, in der Hauptverhandlung also zeigt sich: Die Beweise sind dünn. Wer soll es sonst gewesen sein, so im Wesentlichen das Argument. Ich plädiere auf Freispruch an diesem Februarmorgen und fühle mich gut.

Eine andere Frau, recht alt, recht dick, recht ausländisch, hat die freundliche Jobcentermitarbeiterin Schlampe genannt oder Fotze, zumindest aber *sikdelan* oder so ähnlich, da ist sich das Gericht auch nicht sicher, wie man dieses *sikdelan* schreibt oder was das jetzt heißt, aber böse war das und kein Zeichen von Dankbarkeit als Gast in unserem so hübsch entnazifizierten Land. Es stellt sich heraus, dass die Jobcentermitarbeiterin eigentlich zwei Jobcentermitarbeiterinnen ist, und jede von ihnen behauptet nun, die jeweils andere sei *sikdelan* genannt worden. Wieder plädiere ich auf Freispruch – diesmal befinde ich mich in Rheine –, und so langsam beginnt mir die Sache Spaß zu machen.

Ein paar Tage später im Büro des Staatsanwalts, der sich mein Ausbilder nennt, sagt der, aus mir werde wohl keine Staatsanwältin, bei mir werde ja jeder freigesprochen, was denn da los sei. Ja was nur, denke ich, wünsche ihm ein schönes Wochenende und lächele beim Verlassen der Staatsanwaltschaft

Münster den Justizbeamten an der Pforte ein bisschen zu fröhlich an.

Und gehe nach Hause. Ich gehe immer, das heißt immer, wenn ich mich fortbewegen möchte. ENTSCHEUNIGUNG nenne ich das an schwachen Tagen.

Beim Gehen rauche ich und höre Musik. In letzter Zeit höre ich viel Musik, mehr als sonst und lieber, was daran liegen könnte, dass ich meinen Musikgeschmack genussvoll habe verkommen lassen. Die Musik, die ich bisher so gehört hatte, konnte ich nicht mehr hören, also nicht mehr, ohne zu heulen. War ja jetzt alles belegt mit Erinnerungen, die nicht mir allein, sondern UNS gehörten. Zu Tocotronic den Hochzeitstanz gestolpert, zu Stereophonics geknutscht, Bright Eyes gecouvert, jeder eine Gitarre in der Hand, zu Gisbert geschwiegen, zu Ton Steine Scherben Risotto gekocht, ja sogar Robbie Williams war belegt und Paolo Nutini, ich gebe es zu. Und jetzt auch noch James Blunt. Und Herbert Grönemeyer. Ja und Udo sowieso, und das war richtig fies, denn das war eigentlich mein Udo Lindenberg, der Ehemann hatte den vorher gar nicht gehört und nicht meinem, sondern dem Geschmack von Stuckrad-Barre getraut.

Auf jeden Fall: Mein Musikgeschmack war damit weg. Und weil Spotify ein gefühlloses Monster

ist und dir ohne jede Barmherzigkeit immer neue Playlists ins Gesicht spuckt, die auf deinen alten beruhen, dich, als traute es dir nicht die geringste Weiterentwicklung zu, mit dem siebzehnten *Best of 2018* emotional belästigt, deshalb, und nur deshalb, begann ich, Miley Cyrus zu hören. Ja, und da bin ich dann hängengeblieben.

Der Ehemann ist nicht hängengeblieben. Jedenfalls nicht in dem befürchteten Maße.

Es ist ein Mittwoch oder ein Donnerstag, als ich ihn im Babel treffe. Das Babel ist eine Kneipe mit der Eigenschaft, mich zu verschlucken, wenn ich eigentlich nur nach Hause will. Sie ist immer auf dem Weg, egal, wo ich war, und saugt mich an ihren hölzernen Tresen. Ich bin nicht die Einzige, der es so geht. MAN KENNT SICH im Babel. Da treffe ich also zufällig auf den Ehemann, es ist das erste Mal, dass die Statisten uns wieder gemeinsam auf der Bühne sehen. Er ist gut drauf, der Ehemann, denn er hat, und ich bin so erleichtert, als ich das höre, er hat seine Masterarbeit abgegeben.

Was habe ich mir Sorgen gemacht. Das Thema Masterarbeit war beim Ehemann sowieso schwierig. Unsere Trennung hat es nicht leichter gemacht. Schließlich musste er danach ganz viel trinken und schlafen und grübeln und ficken, und ich sah schon,

wie er sie nicht abgab und sein Leben zerstört war, ruiniert, nicht von ihm, sondern von mir höchstpersönlich.

Tja, er hat es getan, einfach geschrieben, abgegeben. Und hier steht er jetzt, feiert und nimmt mich in den Arm. Ich weiß nicht, wie ich das finde, ob gut oder schlecht. Es fühlt sich vertraut an, es blendet. So wie die Sonne sich immer warm anfühlt und blendet, egal, ob man in einem hübschen Garten sitzt oder am Bochumer Hauptbahnhof. Was er als Nächstes vorhat, frage ich ihn, was hast du vor nach dem Studium? Ich frage ihn das mit der freundlichen Distanz zweier Bekannter, Freundesfreunde, die sich um einen netten Plausch bemühen. Es passt nicht zu dem vertrauten Gefühl, nicht zu den nah aneinandergerückten Barhockern.

Was man halt macht als fertiger Geisteswissenschaftler, sagt der Ehemann, erst mal bleibe ich Barkeeper. Aber dann will ich nach Berlin, das weißt du ja, hat sich nichts dran geändert.

Mir fährt ein Stich durch die Brust, kurz und tief, wir wollten einmal zusammen dahin. Das sage ich aber nicht, das weiß er ja auch.

Prost, sage ich, obwohl das Bier vom Ehemann bereits leer ist, und trinke einen kräftigen Schluck.

Später haben wir den gleichen Nachhauseweg, und ich komme noch mit hoch auf ein Glas Cognac. Das Glas Cognac steht für ehelichen Beischlaf, man wird ja wohl noch mit seinem Ehemann schlafen dürfen. Am nächsten Morgen fühle ich mich schrecklich. Das war wirklich nicht die beste Taktik für das Ziel, ihn beim Verarbeiten zu unterstützen. Auch der Ehemann wirkt niedergeschlagen, wie er da sitzt in seinem kleinen Zimmer mit der mir so vertrauten Einrichtung, den Gitarren an der Wand, den Weinkistenregalen, dem »Pure Vernunft darf niemals siegen«-Poster.

Das war keine gute Idee, sagt er, und ich sage, da hast du recht.

Nein, nicht deswegen, sagt er dann. Wenn Franka das rauskriegt, und das wird sie, weil Ferdinand uns gehört hat, und der wird es ihr sagen, dann wird sie ganz furchtbar traurig sein, sie hat mich doch wegen du weißt schon so viel getröstet, deshalb haben wir was angefangen und, na ja, es wird sie verletzen.

Wow. Interessante Tatsachenwendung, denke ich mir, und ziehe mich an.

Auf dem Nachhauseweg, dem halben, rauche ich in den Nebel hinein und summe. *Nothing breaks like a heart* und *who says I can't get stoned, turn off the*

*lights and the telephone, it doesn't matter if I even go, who says I can't get stoned.*

Der Gesetzgeber sagt *that you can't get stoned*, fällt mir ein, und ich muss mich schon wundern darüber, dass ich jetzt sogar in Selbstgesprächen einen auf Juraklugscheißerin mache. Na ja, besser als in Nichtselbstgesprächen. Ich finde es übrigens erstaunlich, welch große Angst vor einer berauschten Bevölkerung aus den deutschen Gesetzbüchern spricht und vor allem, dass ein bisschen Kiffen mit ein bisschen Pech tatsächlich zur Anklage führen kann, ich habe in letzter Zeit selbst mehrere solcher Anklagen aussprechen müssen. Aber darauf wollte ich gar nicht hinaus, als ich begann, diesen Song zu summen. *Who says that you can't*, wer sagt, dass der Ehemann nicht, dass der Ehemann und Franka nicht ... na ja.

Am nächsten Tag treffe ich Laura im Teilchen. Es ist das erste Mal, dass ich wieder ins Teilchen gehe, es war Lauras Vorschlag und es ist schon in Ordnung, weil ich ja weiß, dass der Ehemann heute nicht arbeitet. Wir trinken Rotwein und sitzen auf den Flohmarktssesseln im 50er-Stil, die so langsam doch sehr 2010 wirken. Laura hat seit ein paar Monaten einen neuen Mitbewohner, von dem sie mir häufiger erzählt.



Der Ben, der ist für sein junges Alter, zwanzig ist er gerade mal, schon so weit und interessant und politisch gebildet und Feminist ist er auch, der Ben. Als sie das erwähnt, kommt mir zum ersten Mal der eigentlich naheliegende Gedanke, dass es klug sein könnte, sich bei der Auswahl von Sexual- und Emotionalpartnern stärker auf die sogenannte Generation Z zu fokussieren, auf die selbstverständlich gendernden *fridays-for-future*-Männer, die sich in ihrer Freizeit über kritischen Rap unterhalten.

Ich beschließe, diesen Gedanken später zu vertiefen, denn jetzt redet Laura über einen anderen Typen, der nett und auch attraktiv, aber leider zu drogenabhängig ist.

Ich kann das einfach nicht, sagt Laura. Soll er so viele Drogen nehmen, wie er will, aber mich zieht das nur wieder runter, und dann kriege ich nichts mehr auf die Reihe. Und mit so jemandem will man sich ja auch nichts aufbauen, also, nicht, dass ich mir im Moment etwas aufbauen wollen würde, aber, ach, keine Ahnung, es wäre ja schön, wenn das zumindest nicht von vornherein ausgeschlossen wäre.

Laura hat auf Lehramt studiert, Hauptrealgesamt, und als sie fertig war mit dem Studieren, da wollte sie sich erst einmal eine Auszeit nehmen. Ich

habe ihr damals gesagt, was man dann eben sagt, arbeiten kannst du noch lange genug, und das wollte sie hören, ja und jetzt sind es schon beinahe zwei Jahre, und das Referendariat wird für Laura zu einer immer weniger realen Option. Arbeiten muss sie natürlich trotzdem, als Kellnerin und am Ticketschalter vom Stadttheater, aber das ist was völlig anderes.

Ich sitze mit dem Rücken zur Tür und Laura mir gegenüber, deshalb kann ich nicht sehen, wen sie sieht, als sie plötzlich mit leuchtenden Augen aufspringt. Ich wollte ihr eigentlich gerade von der Sache mit dem Cognac und dem Ehemann und der Franka erzählen, weil Laura die Einzige ist, der ich so etwas erzählen kann, ohne verurteilt oder ausgefragt zu werden. Ich glaube, das ist der Kern unserer Freundschaft. Eine Freundschaft, die zwar nicht besonders tief ist, aber trotzdem einen Kern hat, vielleicht sogar nichts als einen Kern, und das liegt daran, dass wir beide unvoreingenommen bis zur Grenze der Gleichgültigkeit sind oder zumindest gut darin, so zu tun.

Ein Mann begrüßt Laura, ich höre nicht zu, was die beiden reden, schaue dafür umso interessierter, komme aus dem Schauen gar nicht mehr raus. Mamma mia, denke ich, und das denke ich wirklich: Mamma mia, wer ist dieser Mann? Als er weg-

geht, beugt Laura sich vor und flüstert mir zu: Das ist Ben. Ich bin verwirrt. Starre meine Freundin an und sage: Warum hast du nie erwähnt, dass dieser Ben der schönste Mann auf der Welt ist?

Zum Glück kennt Laura mich gut und weiß, dass Be- und Entgeisterung bei mir kommen und gehen wie Flohmarktbesucher.

Samstag, 12 Uhr. Ich sitze mit meinen Freunden aus dem Referendariat bei David in der Küche. Wir trinken Bier. Es ist absurd warm für einen Februar-samstag, bestimmt 18 Grad, eine Lederjacke reicht. Wir trinken schnell und präzise, haben nur ungefähr eine Stunde Zeit. Dann fahren wir raus aus der Stadt, auf unseren Fahrrädern.

Vor dem Stadion trinken wir mehr Bier, diesmal kommt es in Plastikbechern daher, später kaufe ich mir noch eine Pommes. Und bei dem Pommes-stand, da gibt es diese überdimensionalen Mayofässer, mit einem Hebel daran. Wenn man ihn drückt, dann ist das, als betätigt man den Hebel der Überflusgesellschaft, ironisch betätigt man den, und dann sieht man sie sich an, die Überflusgesellschaftspommes, und führt sie zu Munde.

Das Spiel interessiert mich nicht, kein Spiel von keiner Sportart hat mich je interessiert, nicht mal die, bei denen ich mitgespielt habe. Sollen die an-

deren ruhig gewinnen, die Niedlichen, das wollen sie doch so gern. Aber Bengalos gibt es und einen schwarzen Block, bestehend aus weißen Männern. Die Sonne scheint mir auf die Mayo und ins Gesicht, die Stimmung würde man wohl als ausgelassen bezeichnen. Wir kommen richtig in Fahrt als Clique, ein Ausflug, eine Teambuildingmaßnahme.

Als das Spiel vorbei ist, fahren wir zum Kiosk, an dem man sich heutzutage zum CORNERN trifft. Es gibt noch mehr Bier, und ich stelle zusammenhangslos fest, dass ich heute vor zehn Jahren zum ersten Mal Sex hatte. Die Sonne geht unter, und es wird kalt, wir haben ja alle Frühlingsklamotten an. Ziehen also weiter in die Boulette, wo ich Gin Tonic bestelle.

David und ich gehen raus zum Rauchen, es ist noch nicht spät, vielleicht 19 Uhr. Auf einer Bank sitzend spricht David ihn zum ersten Mal an, den Abend vor zwei Monaten, den Abend des Kusses. Wenn wir das noch mal machen sollten, sagt er, und dann sagt er irgendwas Irrelevantes, der Punkt ist, dass er das Nochmalmachen ausspricht, und natürlich verstehe ich das. Er ist ziemlich betrunken, das sehe ich daran, dass er wie eine Comicfigur in verschiedene Richtungen gleichzeitig guckt. Und mir vor Augen führt, was ich schon weiß, nämlich dass ich einiges an ihm nicht gerade anziehend finde. Ich

glaube, er denkt so ähnlich über mich, dennoch ist mir der Kuss, der eine, einzige Kuss in Erinnerung wie ein Blitzeinschlag in einer nebligen Nacht. Das war so: Wir standen auf dem zu dieser Party gehörenden Balkon mit fünf, sechs Leuten im Kreis, haben geraucht, es war dunkel da und alle dicht. Dann haben wir ganz locker eine Runde reihum geküsst, also jeder jeden kurz auf den Mund, das fanden wir lustig und ein bisschen geil, so ist das ja meistens bei schüchternen Partys. Als David und ich dran waren, gegen Ende, ich hatte schon fast alle anderen geküsst, da wollten wir uns auch nur ein kurzes Küsschen geben, aber das hat sich eben angefühlt wie ein Blitzeinschlag. Zwei Blitzeinschläge, drei, vier.

Jetzt rückt David plötzlich auf der Bank näher an mich heran, und ich sehe, dass er sich stark konzentriert. Ja, was hat er denn vor, frage ich mich, und dann schafft er es tatsächlich, geradeaus zu gucken, geradeaus in meine Augen. Und auf meinen Mund – Ziel identifiziert –, und das ist er gerne, mein Mund, also ein Ziel, jetzt darf ich ja sogar, und dann machen wir es noch mal. Wieder Gewitter. Drinnen drücke ich Lissi zwanzig Euro in die Hand, damit sie für mich bezahlt, und der Weg zu David dauert ewig, weil wir uns immer wieder küssen, und auch die Nacht wird lang.

Das merke ich am nächsten Nachmittag an der Konzentration, die es mich kostet, meinen Aufsatz über die Umgestaltung und Sanierung von teilweise denkmalgeschützten Industriebrachen, kurz USIB, fertigzustellen. Sie fehlt, die Konzentration, was an dem Schlaf liegt, der auch fehlt, und am Kater, und an den Bildern der Nacht, und wahrscheinlich liegt es auch an diesem dubiosen Hormon, diesem von Männern gefürchteten Hormon, das Frauen ausschütten – so erzählen es sich die Herren in verqualmten Hinterstuben –, und dann wollen sie nur noch heiraten, die Frauen, und ganz viele Babys. Vielleicht liegt es auch einfach daran, dass das Thema meines Aufsatzes die USIB ist.

Ich schreibe den Aufsatz für die *Denk mal!*, eine Fachzeitschrift für Denkmalschützer, und im Auftrag der Kanzlei, für die ich nebenbei arbeite. Seit ich im Referendariat bin, arbeite ich nur noch auf Abruf dort, eigentlich wollte ich kündigen, aber meinem Chef, einem Partner der Kanzlei, war es ein PERSÖNLICHES Anliegen, die Zusammenarbeit fortzusetzen, der ist nämlich ganz begeistert von mir, also von meinen juristischen Fähigkeiten, und das ist natürlich erfreulich. Die wenigsten wissen außerdem, dass an so einer Umgestaltung und Sanierung von teilweise denkmalgeschützten Industriebrachen mannigfaltige rechtliche Probleme

hängen, kleben, haften. Da Sorge ich jetzt für etwas mehr Durchblick. Denk mal!

Eigentlich glaube ich nicht, dass sich nur ein einziger Denkmalschützer oder eine Denkmalschützerin für den Aufsatz interessieren wird, aber erstens: Wer weiß?, und zweitens: Darum geht es ja gar nicht. Sondern darum, so hat es mir jedenfalls mein Chef erklärt, dass irgendjemand, den wir nicht mögen, in einem Lokalzeitungsleserbrief die Ansicht vertreten hat, dass irgendwas, was wir da machen wollen, so nicht geht. Weil wir das aber trotzdem machen wollen, brauchen wir eine Veröffentlichung, in der wir darlegen, dass das sehr wohl geht. Deshalb habe ich das alles ganz ordentlich aufgeschrieben, zum Beispiel etwas zu »die USIB und das private Baurecht« oder »die USIB und die AfA (Absetzung für Abnutzung)« oder »die kleine USIB und die Reform des Denkmalschutzrechts in Nordrhein-Westfalen«, und jetzt mache ich noch ein wenig Feinschliff. Schreibe eine reißerische Einleitung. Die USIB als Politikum.

Mir wird in diesem Moment klar, dass ich dringend den Job wechseln muss. Ich schaue abwechselnd aus dem Fenster und in das Internet und denke an Revolutionen, Around-the-World-Tickets und an eine eigene Bar. Am Abend schicke ich den fertigen Aufsatz ab. Tschüss, sage ich, als ich ihn

davonfliegen lasse von einem E-Mail-Postfach zum anderen, tschüss, du erste Publikation, die ich niemals irgendwo erwähnen werde.



**D**ie nächsten Wochen bin ich viel unterwegs. Ich bilde mir ein, dass ich dadurch seltener traurig bin, ich bin dann eigentlich gar nichts mehr, nichts außer unterwegs eben. Für die Staatsanwaltschaft erfülle ich das SOLL, so gerade, das hoffe ich zumindest. Aus mir wird ja sowieso keine Staatsanwältin, da hat er schon recht gehabt, der Ausbilder. Abends gehe ich oft bouldern, da kriegt man den KOPF FREI, man kann nämlich beim Klettern ausschließlich ans Klettern denken, sonst stürzt man ab. Wenn ich nicht bouldern gehe, gehe ich zu Laura. Wir setzen uns auf ihren Balkon und trinken Wein oder Bier, oder ich gehe erst zum Bouldern und dann zu Laura. Laura glaubt, dass es gut ist, dass ich so häufig zum Bouldern gehe, und dass es noch besser wäre, wenn ich seltener trinken würde danach. Aber sie selbst schafft das ja auch nicht, deshalb ist das kein Rat, sondern nur eine Feststellung, ganz ohne Handlungsempfehlung. Laura geht immer öfter zum Yoga. Vor zwei oder drei Jah-

ren haben wir gemeinsam damit angefangen, mit Videos aus dem Internet, und dabei ist es bei mir dann geblieben. Laura hingegen hat sich in einem Studio angemeldet, und jetzt kann sie einen Kopfstand. Sie war sogar kürzlich in einem »Yoga-Retreat«, in Spanien war das, und jetzt will sie mich überreden, da auch hinzufahren. Ihr habe das wahnsinnig viel gebracht, sie habe sich da MIT SICH SELBST VERBUNDEN. Irgendetwas an Yoga oder vielleicht an dem Drumherum, erst recht der Gedanke an ein Yoga-Retreat, verursacht in mir tiefes Unbehagen. Es gibt einige Leute, mit denen ich mich gerne verbinden würde, ich selbst gehöre eher nicht dazu, sage ich zu Laura. Ich erwarte zumindest ein Lächeln, doch sie verzieht keine Miene. In einem eigenartig ernsthaften Tonfall fügt sie hinzu: Ich bin mir sicher, dass dir das guttun würde.

Vielleicht hat sie recht. Was meine Aktivitäten angeht, bin ich sowieso gar nicht festgelegt auf Bouldern oder auf Laura-Besuchen, ich mache auch alles andere, ich gehe wirklich mit jedem einen Kaffee trinken, man muss mich nur fragen, und heute Abend gehe ich sogar zu einem Money-Boy-Konzert. Ich möchte nicht weiter darüber reden.

Meine Wohnung, die unterstützt mich beim Unterwegssein, weil ich möglichst wenig Zeit in ihr

verbringen möchte. Das Problem ist, dass niemand da sauber macht. Niemand jemals. Ich habe häufiger von Leuten, verschiedensten Leuten, gehört, sie seien zwar unordentlich, aber bei ihnen sei es immer sauber. Daran muss ich jetzt manchmal denken, wenn ich zum Schlafen die Wohnung betrete. Lügen die alle? Und wenn nicht, WIEMACHEN-DIEDAS. Hier jedenfalls ist es zwar unordentlich, aber zusätzlich unhygienisch. Als der Ehemann noch bei mir wohnte, hat er sich um all diese Dinge gekümmert, hat gesaugt, gewischt, Klopapier gekauft und Spülmaschinentabs. Das ist mir damals gar nicht so richtig aufgefallen, aber als er dann weg war, der Ehemann, und das Klopapier zu Neiging und die Spülmaschinentabs und sich überall Staub niederlegte und ich nichts Sauberes mehr zum Anziehen hatte, da wurde es mir klar, nicht nur, dass der Ehemann all diese Aufgaben stillschweigend übernommen hatte – das sich einstellende schlechte Gewissen verdrängte ich unverzüglich, hallo und tschüss –, sondern auch und vor allem, dass ich das jetzt alles selbst machen muss.

Wann haben wir Menschen eigentlich damit angefangen, uns Lebensweisen aufzuerlegen, deren Ausübung sämtliche Lebenszeit in Anspruch nimmt? Wenn ich all das mache, was diese Wohnung mir befiehlt, denke ich und verzweifle an dem

Gedanken, dann mache ich ja bald nichts anderes mehr, als mein Dasein in dieser Wohnung aufrechtzuerhalten. Am Anfang dusche ich dann vielleicht noch täglich, nach einer Weile alle zwei Tage, bis ich es irgendwann ganz sein lasse, das Duschen und das Zähneputzen, denn es sieht mich ja niemand, ich bin ja nur hier in der Wohnung, säubere sie, trage Nahrung in sie herein, um sie dann zu mir zu nehmen und Verpackungsmüll wieder hinauszutragen, warte hier auf das Eintreffen von Rechnungen und anderem Altpapier, bloß, um auch dieses wieder hinunterzubringen, und dabei verweise ich unbemerkt. Im Großen und Ganzen habe ich mein Leben IM GRIFF. Mein Handy sagt, ich gehe im Schnitt 10 000 Schritte am Tag.

Ich stelle mir in letzter Zeit so wenig Fragen wie möglich. Von Gedanken und Erinnerungen, aus denen ich Fragen ableiten könnte, bleibe ich allerdings nicht verschont, das ist der Nachteil beim vielen Zufußgehen. Ich lasse sie dann meistens wieder ziehen, als sei ich irgendwas zwischen Zen-Meisterin und Komapatientin. Aber sie lösen Gefühle aus, die Erinnerungen. Es tut zum Beispiel immer weh, wenn ich mich an meine Schwiegerfamilie erinnere. Herzlich waren sie und glücklich für ihren Sohn. Weil sie gesehen haben, dass *er*

glücklich war und voller Optimismus. Es gibt noch andere Bilder, die mir regelmäßig erscheinen und die mich verwirren, traurig machen. Wie wir zur Kirmes gegangen sind zum Beispiel, Hand in Hand mit Schals und Mützen, da waren wir gerade vier oder fünf Monate zusammen, und ich habe gestrahlt übers ganze Gesicht und der Ehemann auch. Um uns herum war eine unsichtbare Blase, darin gab es nur uns. Und beim Riesenrad kauften wir eine VIP-Fahrt für 89 Euro. Wir durften eine Stunde lang fahren in einer Gondel mit verspiegelten Scheiben, und es gab eine Flasche Prosecco dazu. Ich glaubte zu fühlen, dass wir gemeinsam unschlagbar sind und das diese Liebe sein muss, von der die Menschen so viel reden. Der Ehemann glaubte das auch, und wir schütteten uns den Prosecco in unsere turtelnden Köpfe und machten dreihundert Selfies und beschlossen irgendwann, dass dies unsere Hochzeit sei, jetzt in diesem Moment, unsere Hochzeit vor DEM, den wir DEM nannten, weil wir nicht an Gott glaubten, aber an uns glaubten wir und fühlten uns wild und beflügelt, auf der richtigen Seite. Dort, wo es hieß: »Halt dich an meiner Liebe fest« und »Im Zweifel für den Zweifel«. Nachdem wir ausgestiegen waren aus unserer Riesenradgondel, angeschwipst und selig, steuerten wir geraden Schrittes auf den nächsten

Schmuckstand zu und kauften für 12 Euro zwei goldene Ringe aus Plastik. Der Ehemann postete bei Instagram ein Foto von unseren Ringfingern, übereinander liegend, und verlinkte mich auf dem Bild. Später meinten wir diesen Moment, wenn wir von unserer »echten« Hochzeit sprachen, und fühlten uns verschworen dabei. Die »echte« Welt bemühte sich um Verständnis und wertete das filterlose Foto als Verlöbnis. Dann waren wir also verlobt. Manchmal wird mir ganz warm, wenn ich daran zurückdenke. An das Band zwischen mir und dem Ehemann, das sich allein daraus ergab, dass wir entschlossen waren, gemeinsam der Sinnlosigkeit zu trotzen, der Unverbindlichkeit, den berüchtigten tausend Optionen. Der Ehemann trotzte seiner Depression und seinen Philosophen. Und ich meinem sachlichen Herzen. Wir trotzten sogar dem Hochzeitsfest, den Gästen und ihren Erwartungen. Keine Ahnung hatten die, was all das für uns bedeutete, das ging sie nichts an, und wir konnten es auch nicht erklären. Können das immer noch nicht. Manchmal wird mir ganz kalt.

Der Wecker klingelt, wieso klingelt der Wecker, wir sind doch gerade erst eingeschlafen, und wieso tut alles so weh, aua, mein Kopf, wie spät ist es, SCHEISSE. David schläft einfach weiter, ich ziehe

hektisch meine Sachen von gestern an und renne in den heutigen Staatsanwältinentag hinein.

Eine halbe Stunde später – ich war kurz zu Hause, mich duschen, die weiße Bluse anziehen, die Robe einstecken – renne ich denselben Weg zurück, vorbei an Davids wG, vorbei am Aasee und direkt in die Gerichtsverhandlung. Drei Termine heute, ich schaffe das schon irgendwie, nur nicht übergeben, bitte. Der Richter ist zu meiner Erleichterung jung und sieht nett aus. Ich entscheide mich für die Methode der entwaffnenden Ehrlichkeit. Für die entscheide ich mich übrigens immer, auch dann, wenn ich mich nicht aktiv für eine Methode entscheide, es ist damit streng genommen gar keine Entscheidung, vielleicht ist es auch eine Krankheit.

Ich bin heute ein bisschen fertig, sage ich zu ihm, wir hatten gestern unseren Trinktest.

Oh, sagt der Richter und er lächelt, zum Glück. Und wie viel Promille haben Sie geschafft?

Wenn ich das nur wüsste. Ich habe irgendwann aufgehört zu pusten, da waren es schon 1,8.

Beim Trinktest handelt es sich um eine AUSBILDUNGSTRADITION. Traditionen finden die Juristen toll, da fühlen sie sich aufgehoben, wenn es irgendwo eine Tradition gibt, bei der sie mitmachen dürfen. Bei dieser speziellen Tradition trinken die

Referendare, nachdem sie sich einen Vortrag über die verschiedenen Promillegrenzen im Straßenverkehr oder Strafrecht angehört haben, so viel sie können, um am eigenen Leib zu spüren, wie es ist, nicht mehr autofahren zu sollen, nicht mehr autofahren zu dürfen, nicht mehr schuldig zu sein. Vermutlich geht es eigentlich nicht unbedingt darum, es bis zur Schuldunfähigkeit zu schaffen.

Die Erinnerungen sind lückenhaft, anekdotisch. Antonius zum Beispiel übergab sich völlig überraschend, ohne sich im Geringsten nach vorne zu beugen, gegen eine Wand. Lissi, die mit dem Fahrrad nach Hause fahren wollte, lag unmittelbar nach dem Aufstieg neben diesem auf der Straße. Die mich betreffende Anekdote hat mit David zu tun, doch so viel gibt es da nicht zu berichten, denn ich habe keine Ahnung, wie wir bei ihm gelandet sind, also wie wir dahin gekommen sind, oder wessen Idee das war. Spielt aber auch keine Rolle, ich bin damit durchaus einverstanden, und an das, was dann folgte, zu Hause bei David, daran erinnere ich mich wieder.

Ich muss mich zum Glück nicht übergeben, und mir unterlaufen keine schwerwiegenden Fehler während der Gerichtsverhandlungen. Eine Gesamtstrafe berechne ich falsch, aber der Richter ist so höflich, den Fehler zu ignorieren. Der zweite An-



geklagte erscheint nicht, sodass sich mir sogar die Gelegenheit bietet, draußen auf einer Mauer eine halbe Stunde zu schlafen.

Am letzten Märzfreitag feiern wir Abschied. Die Zeit bei der Staatsanwaltschaft ist zu Ende, und jetzt werden wir für drei Monate in der Verwaltung ausgebildet, das heißt in irgendwelchen Behörden, Kreisverwaltungen, Polizeipräsidien, Jugendämtern. Wer in weiser Voraussicht ahnt, dass dieser Ausbildungsabschnitt ein erhebliches Langeweilepotenzial hat, der kümmert sich um einen Platz bei einer Botschaft im Ausland. Ich stelle mir auch das sehr, sehr langweilig und im Übrigen sehr, sehr unangenehm vor, weil man dann bei der Arbeit von Diplomaten umgeben ist, also überalimientierten Speichelleckern aus gutem Hause, und – noch schlimmer – von Internationale Beziehungen studierenden Praktikantinnen, die Fotos im Internet veröffentlichen, auf denen sie in marineblauen Blazern vor dem UN-Headquarter herumlungern.

Diese Befürchtung wird vom überwiegenden Teil der Clique nicht geteilt, und so kommt es, dass wir Abschied feiern. Karl geht nach Sydney, Alex nach Kairo, Antonius nach Bogotá, Lissi nach Stockholm, und David geht nach Paris. Ich gehe nach Ascheberg.

Wir feiern bei Alex, der eine große Dachterrasse hat, und es läuft im Wesentlichen so ab, wie es immer abläuft, wenn wir uns zum Feiern treffen, also wenn wir uns treffen. Zuerst sitzen wir in der Küche. Da trinken wir verschiedene Getränke, und zwar so lange, bis wir unruhig werden, bis jeder für sich durch das Areal wuselt, mal auf die Dachterrasse geht, mal im Flur steht oder auf dem Küchentisch. Ich stehe als Erste auf dem Küchentisch, das ist so eine MAROTTE, ich tanze einfach gern auf Tischen. Mir schien es immer ein Indiz für einen guten Abend zu sein, wenn man irgendwann auf dem Tisch steht, und dann habe ich das umgedreht und angefangen, mich möglichst bald auf den Tisch zu stellen, damit es ein guter Abend wird. Ich glaube, das funktioniert. Weil die JUNGS gerne Deutschrapp hören, aber die politisch inkorrekte Variante, und wir MÄDELS etwas mehr Geschmack haben, läuft eine 90s-Playlist als kleinster gemeinsamer Nenner, ironisches Backstreet-Boys-Hören. Dazu kann man immerhin gut auf dem Tisch tanzen. Als ich da oben stehe, den einsetzenden Verlust meines Gleichgewichtssinns überbetont lässig kompensierend, da schaue ich hinunter auf die, die ich meine Freunde nenne. Auf David, der mich ignoriert, weil er es unangenehm findet, dass ich so viel Aufmerksamkeit brauche. Dann

auf Lissi und Karl, die sich ANGEREGT unterhalten und zwischendurch zu mir rüberschauen und dann wohlwollend lachen, ha, unsere Drama-Queen. Wie sie am Anfang des Referendariats noch verheiratet war und alle dachten, sie wäre GESETTLED, und dann küsst sie David und springt aus dem Hafen der Ehe auf jeden beliebigen Tisch. Ich schaue zu Alex, der gerade Antonius zu beeindrucken versucht, indem er ein Bier so ext, wie er es in der Studentenverbindung gelernt hat, er wendet dabei so eine Schraubtechnik an, schraubt sich die Plörre buchstäblich in seinen konservativen Kopf. Ich muss lachen und singe *I Want It That Way* mit der dazugehörigen Gestik. Als Nächstes kommt *Bitter Sweet Symphony*, ein paar Zeilen singe ich noch mit dem gleichen Enthusiasmus mit. Dann schaue ich mir meine Freunde erneut an, kann gar nicht anders, als ich zu Alex schaue, rülpst er gerade stolz. David ist weggegangen, wahrscheinlich nach draußen zum Rauchen. Karl und Lissi beachten mich nicht mehr, und plötzlich fühle ich mich sehr einsam. Was bin ich für euch, frage ich mich, kennt ihr mich überhaupt? Wollt ihr mich überhaupt kennen? Und will ich euch überhaupt kennen? Ich steige hinunter vom Küchentisch, leise und vorsichtig, und hole mir noch ein Bier aus dem Kühlschrank. Dann gehe ich zur Garderobe, wo

mein Beutel hängt, *Rewe beste Wahl*. Ich glaube, jetzt ist der passende Zeitpunkt.

Ich habe Abschiedsgeschenke gebastelt, für jeden ein kleines Glas mit Smarties drin, wobei jede Farbe für eine anwesende, bald abwesende Person steht. Die Idee ist, dass man einen dieser Smarties isst, wenn man die entsprechende Person vermisst. In Davids Glas habe ich ein paar mehr von den blauen Smarties gesteckt, denn blau bin ich.

David und ich bleiben am längsten. Es hat sich so eine Dynamik entwickelt zwischen uns. Wir können nicht recht zugeben, dass wir miteinander schlafen wollen, und keiner traut sich zu fragen, also trinken wir so viel und bleiben so lange, bis der Rausch die beabsichtigte Handlung legitimiert.

Am nächsten Morgen bei ihm sprechen wir und sprechen auch darüber. Wir sollten damit aufhören, sagt David. Ich werde mich nicht in dich verlieben, fügt er hinzu, weil wir beide Teil der Clique sind, und weil du verrückt bist, also ein bisschen, und Feministin bist du ja auch. Ich werde mich auch nicht in dich verlieben, sage ich, jedenfalls habe ich das nicht vor. Wirklich nicht, ich sehe mich gerade nicht einmal in der Lage, mir die V-Frage zu stellen, vielleicht würde ich sie mir gern stellen, aber das kann ich nicht, ich weiß es doch nicht, ich weiß

gar nichts. Nur, dass ich diese Nähe genieße, die Ablenkung, das HORMON, meinetwegen auch das. Aber David glaubt mir das nicht. Er glaubt mir das nicht wegen der Gruselgeschichten über das Hormon.

Du verliebtest dich sowieso, und dann bin ich am Ende der Arsch, sagt er.

Und noch mal sage ich, nein, mache ich nicht, und du bist auch nicht der Arsch dann, du bist höchstens der Arsch jetzt.

Sieht er nicht, also meinen Punkt. In der Nacht zuvor hat er *Perfect* von Ed Sheeran angemacht und mitgesungen, gefühlsversunken in mein Ohr gesungen und in meine Augen, *I don't deserve this* und so weiter, und dann, *you look perfect tonight*. Oder habe ich das nur geträumt? Jetzt muss er wohl zurückrudern und meine Imperfektionen beim Namen nennen. Das mit dem Feminismus vor allem. Da hat aber einer einen Knall. Egal. Er nimmt morgen den Zug nach Paris.

Sie sind weg. Weg. Und ich bin wieder allein-  
 allein. Sitze in meinem Leopardenbademantel  
 auf der Küchenfensterbank und rauche. Die Straße  
 da unten sieht anders aus, irgendwie fremd, als sei  
 es nicht meine Straße und ich nur zu Besuch. Ich  
 trinke einen Schluck Kaffee, wende mich der Woh-  
 nung zu. Es sind nur drei Monate, und ich habe  
 sowieso viel zu tun, der Juni nähert sich bedroh-  
 lich und damit der Tag der mündlichen Prüfung  
 des Verbesserungsversuchs. Ist doch gut, dass mei-  
 ne Freunde jetzt weg sind, so lenkt mich keiner ab,  
 keiner lenkt mich ab, WARUMLENKTMICH-  
 KEINERAB?

Was ist das für ein Gefühl, frage ich mich, ist das  
 Trauer? Ist das Angst? Ich bilde mir ein, David zu  
 vermissen. Angefangen hat das, nachdem ich mich  
 von ihm verabschiedet hatte, auf dem Kirchplatz,  
 wir hatten einen Kaffee getrunken beim mobilen  
 Kaffeestand, oder nennt man das POP-UP? Tschüss

dann, tschüss, wir sagen das alle viel zu häufig, tschüss. Ich habe mich umgedreht, bin in die Straße abgebogen, die zu meiner Straße führt, der jetzt fremden, und da war es auf einmal, das Gefühl. Hoppla, dachte ich, wer bist denn du. Es hat sich ausgebreitet in meinem Brustkorb und dann in meinem Bauch, ein Drücken, ein Stechen, man kennt das. Von Momenten, in denen man machtlos ist. Ich hatte nicht damit gerechnet, es war ein unangekündigter Besuch. Zu Hause wurde es schlimmer, ja, und hier sitze ich jetzt auf der Fensterbank. Habe ich mich etwa doch in David verliebt? Das war so nicht abgesprochen. Habe ich mir die ganze Zeit gewünscht, dass er bleibt, dass er Dinge sagt wie du wirst mir fehlen, und jetzt hat er das nicht gesagt, und meine Hoffnung, die unbemerkte, zeigt sich durch Abwesenheit?

Nein. Das glaube ich nicht. Ich bin nicht verliebt. Es ist nicht Hoffnungslosigkeit und auch nicht Trauer. Bleibt noch die Angst. Angst wovor? Vor der Langeweile vielleicht, oder vor der Einsamkeit, vielleicht aber – ich höre den Gedanken kommen, trampelnd –, vielleicht ist es auch die Angst vor mir selbst, vor dem, was übrig bleibt ohne das Hormon, ohne den euphorischen Tatendrang, der aus der Chance auf körperliche Nähe entsteht, und ohne die berauschte Dumpfheit der Nähe selbst.

Ohne das, so ahne ich, bin ich roh. Und weich. Und glitschig. Und vermutlich auch lethargisch. Keiner will das sehen, vor allem nicht ich. Ich drücke meine Kippe in der dafür vorgesehenen Teetasse aus, schließe das Fenster und lege mich hin.

Und stehe wieder auf. Es ist ein neuer Tag. Er ist bereit für neue Sachen, und vielleicht reißt er mich ja mit.

Ja, das Tageslicht scheint mir auf den Kopf, penetrant, und ich sehe ihn mir an, den Kopf, im Spiegel, und wenige Augenblicke später stehe ich rauchend auf der Hammer Straße vor dem Hammer Friseur – der heißt wirklich so – und lasse es EINWIRKEN, in aller Ruhe stehe ich da, mit Alufolienhaaren. Mir ist durchaus bewusst, dass es uninspiriert ist, sich nach einem Abschied die Haare zu färben, aber hier ist die Pointe: Es interessiert keine Sau!

Foliensträhnen macht man heute eigentlich nicht mehr, heute macht man Balayage, das weiß ich aus dem Internet, aber den Hammer Friseur scheint das nicht zu kümmern, und das ist mir sympathisch, denn auch mich kümmert es nicht. Werde schon irgendwie blonder sein nachher, und darum geht es mir ja.

Es tut gut, also der Gedanke, wieder blond zu



sein. Vor einigen Jahren wollte ich nämlich aussehen wie Nelly Furtado oder wie eine *femme fatale*. Mit einem Glas Rotwein in der linken, einer Kippe in der rechten Hand, immer mit dichtem Rauch vorm Gesicht, durch den allein ihr Blick dringt, der meeresbodentiefe, ihr Gesicht umflossen von schwarzem Haar.

So sah ich auch aus, jedenfalls kam mir das so vor, als ich den Ehemann kennenlernte, zumindest hatte ich ein Glas Rotwein in der Hand und eine Kippe.